Zeitschrift: Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft. Serie 2 = Publications de la Société Suisse de Musicologie. Série 2

Herausgeber: Schweizerische Musikforschende Gesellschaft

Band: 9 (1961)

Artikel: Berno und Hermann von Reichenau als Musiktheoretiker

Autor: Oesch, Hans

Kapitel: Die Reichenauer Musiktheorie im Gesamtzusammenhang

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858905

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE REICHENAUER MUSIKTHEORIE IM GESAMTZUSAMMENHANG

Seit dem 10. Jahrhundert, da man sich in der Musiktheorie endgültig geeinigt hatte, daß die diatonische Skala innerhalb einer Oktave und der Grundton einer Melodie den Modus derselben bestimmen, entfernte sich die Darstellung der Theoretiker immer entschiedener von der musikalischen Realität. Aurelian hat in seinem, in vielen Teilen äußerst wertvollen Traktat, soviel wir wissen, als erster den Versuch unternommen, ein rationales System zu errichten, mit dessen Hilfe sich die vorhandenen Melodien ordnen ließen. Als sich dieser Gelehrte im 9. Jahrhundert um die rationale Durchdringung der liturgischen Musik bemühte, waren aber alle wesentlichen Teile des gregorianischen Chorals längst festgelegt. Bei der Ordnung des umfangreichen Melodie-Repertoires legte Aurelian noch größte Ehrfurcht an den Tag. Er vollzog die Einteilung der Gesänge in acht Tonarten noch weitgehend unter Berücksichtigung der musikalischen Realität. Er ging nicht – wie spätere Autoren seit der « Alia Musica » – unbedingt nur von der Annahme aus, eine diatonische Skala, zurückgehend auf die entchromatisierten Transpositionsskalen oder die Oktavgattungen der Antike, würde den Modus eines Gesanges bestimmen. Er identifizierte die acht Tonarten noch weitgehend mit den entsprechenden Psalmtönen und brachte damit unausgesprochen zum Ausdruck, daß seinen Tonarten melodische Formeln vorangegangen waren. Ja, er nahm sogar noch soviel Rücksicht auf das weitgehend unantastbare Repertoire, daß er von jener Erweiterung der acht Tonarten auf zwölf berichtet. In diesen vier Zusatztonarten wären jene Gesänge unterzubringen, die sich auf Grund ihres außergewöhnlichen Ambitus nicht innerhalb der acht Modi rubrizieren ließen.

Während wir Aurelian also noch bemüht finden, den modalen Charakter weitgehend nach der ihr immanenten melodischen Formel

zu bestimmen und die Rubrizierung der Gesänge nach ihren Anfängen vorzunehmen – denn die Anfänge einer Antiphone haben auf die « varietates », die verschiedenen Schlüsse des Psalmtons abgestimmt zu sein –, schreiten die Musiktheoretiker nach ihm bald zu einer mehr schablonenhaften Einteilung der Melodien. Für die Musiktheoretiker des 10. und 11. Jahrhunderts sind nicht mehr die melodischen Formeln modus-bestimmend, sondern eine entchromatisierte Skala, aus der die Melodie, bezogen auf einen Grundton, herausgeschnitten ist. Der Modus bestimmt sich nun allgemein durch die Aufeinanderfolge von Ganz- und Halbtönen über und unter dem Grundton. So sind Systeme aufgestellt worden, die nicht mehr unmittelbar aus der Musik abgeleitet, sondern ihr im Gegenteil bis zu einem gewissen Grade aufgepfropft waren. Im Hinblick auf dieses Stadium war es unmöglich, die knifflige Frage nach einem Zusammenhang des mittelalterlichen Systems mit demjenigen der Antike zu beantworten. Denn ein solcher Zusammenhang mußte ja angenommen werden, wenn die neuere Musikwissenschaft diatonische Oktavausschnitte als bestimmend für den Modus ansah.

Selbstverständlich sei mit alledem nicht gesagt, die in erster Linie von Melodiemodellen bestimmte liturgische Musik des frühen Christentums sei um den Begriff des Modus herumgekommen. Melodiemodelle sind nicht etwas Vormodales oder Außermodales, war doch die Unterscheidung modaler Eigenschaften eine Voraussetzung für das Singen. Man wird uns vielleicht entgegenhalten, die ersten Christen hätten außerhalb der Bildung ihrer Zeit gestanden, wenn sie sich nach dem Begriff des Melodie-Modells modal orientiert hätten. Woher aber nehmen wir denn die Gewißheit, daß die Sänger der ersten christlichen Jahrhunderte – obgleich sie von hellenistischer Musik umgeben waren, zu der sie sich ja in Opposition setzten – nicht auch von wo anders her musikalische Impulse empfangen haben können. Erst wenn einmal geklärt sein wird, welchen Einflüssen das christliche Abendland von seiten der syrischen, jüdischen und arabischen Musikkultur wirklich ausgesetzt war, wird man die heikle Frage des Anschlusses des mittelalterlichen Systems an das der Antike mit Sicherheit beantwortet werden können.

Für Berno von der Reichenau, der lehrt, wie man Melodien dem Chroma zuliebe in eine andere Lage transponieren kann, steht fest, daß auch er seinem System schon eindeutig eine diatonische Skala

zugrundelegte. Auch er verbessert die Melodien, welche chromatische Alterationen enthielten, durch Versetzung. Aber er tut es nicht, um damit dem Chroma zuleibe zu rücken, sondern um es in einer diatonischen Melodie zu erhalten. Berno steht noch weitgehend auf dem Boden der Praxis und beweist immer wieder Ehrfurcht vor der Überlieferung. Ihm gegenüber hat sich Hermannus Contractus weit entschiedener der Auffassung hingegeben, Musik sei eine Wissenschaft, die sich nicht streng an die musikalische Realität zu halten habe. Er hat den Versuch unternommen, zwei Musiksysteme zu einer Synthese zu bringen. Er berücksichtigte einerseits – als moderner Denker – das Phänomen der Oktavwiederholung, jene Einteilung der Skala also, der Odo und Guido (50, respektive 25 Jahre früher) zum Durchbruch verholfen haben. Diese Oktaveinteilung, die ja heute noch ihre Gültigkeit hat, versuchte er zu einer Synthese zu bringen mit jener alten, bis auf die Antike zurückweisenden Einteilung der Skala in Tetrachorde. So übersichtlich und einfach diese Anordnung ist, so verhängnisvoll wurde sie für ihn, weil sie zu einer fiktiven und äußerlichen Lehre von den Species und den Tonarten führte, weil sie den Begriff der Species verfälschte. Hermann schuf in seinem fiktiven, nicht mehr auf die musikalische Realität bezogenen System eine zu künstliche Verbindung zwischen Species und Kirchenton, bei der die Bedeutung des Grundtons zu kurz kam. Bei Odo und Guido, die entschiedener auf dem Boden der zeitgenössischen Betrachtung standen, bildet der den Modus jederzeit bestimmende und dominierende Grundton die ununterscheidbare Brücke zwischen Tonart und Tonqualität. Hermann steht mit der musikalischen Realität nicht zuletzt auch darum im Widerspruch, weil er die Tatsache nicht genügend berücksichtigte, daß sich in der Gregorianik mehr und mehr jenes merkwürdige Gravitieren zum Grundton, jene Schwerpunktswirkung, geltend gemacht hatte. Hermann trieb weitgehend Theorie um der Theorie willen. Es ging ihm vor allem um ein übersichtliches und einfaches Denkgebäude. Man kann seine Leistung als Produkt eines ordnenden Geistes bewundern, sie aber als absoluten Höhepunkt zu bezeichnen, ist offensichtlich eine Überschätzung. Gerade im Vergleich zum System Hermanns gewinnt das unoriginellere, aber weniger fiktive System Bernos nicht unwesentlich an Bedeutung, wenn es auch nicht ganz auf der Höhe seiner Zeit gestanden hat.